

Stadtutopien – und warum wir immer wieder neue erfinden sollten

DIE STADTFESTREDE 2026

Constanze Wolfgring



STADT : SALZBURG



Robert Jungk
Bibliothek für
Zukunftsfragen

IMPRESSUM

JBZ-ARBEITSPAPIERE ist eine Reihe der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen und wird seit 2010 regelmäßig publiziert. Fokus liegt auf der wissenschaftlichen Aufarbeitung zukunftsweisender Debatten. Alle Publikationen sind im Sinne von Open-Access digital frei verfügbar.

www.jungk-bibliothek.org

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2026 Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen, Salzburg
Alle Rechte vorbehalten.

Grafische Gestaltung: Eric Pratter
Lektorat der Texte: Clara Buchhorn
Gesamtherstellung: Print Alliance, Bad Vöslau



ISBN 978-3-902876-75-1

DIE REDNERIN

Constanze Wolfgring, PhD, ist Stadtplanerin und Historikerin und absolvierte einen Master in Migrationsmanagement. Sie promovierte 2024 in Urban Planning, Design, and Policy am Department für Architektur und Stadtforschung (DASTU) des Politecnico di Milano mit einer Dissertation zur Regeneration des öffentlichen Wohnbaus in Italien, wo sie derzeit als Postdoktorandin in den Projekten UAH! – Unconventional Affordable Housing und ReHousIn – Reducing Housing Inequalities tätig ist. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der Wohnungspolitik, Stadterneuerung, ökologischen Transition und sozialen Ungleichheiten, mit besonderem Fokus auf leistbare und innovative Wohnmodelle. Von 2018 bis 2020 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Wien im Rahmen der IBA_Wien 2022 („New Social Housing“). Sie ist Ko-Herausgeberin mehrerer Publikationen, darunter New Social Housing. Positions on IBA_Vienna 2022 (Jovis, 2020) sowie Unconventional Affordable Housing. Projects, Practices, Policies (2025).

Constanze Wolfgring

Stadtutopien – und warum wir immer wieder neue erfinden sollten

Utopien genießen heute keinen besonders guten Ruf – und das nicht ohne Grund. Zu oft im Laufe der Geschichte – und ganz besonders im „kurzen 20. Jahrhundert“ (Hobsbawm 1994) – haben allumfassende Gesellschaftsentwürfe nicht zu einem guten Leben für alle, sondern zu autoritärer Herrschaft, Exklusion und Gewalt geführt. Warum also sollten wir uns mit dem Konzept der Utopien befassen, statt es als Ausdruck fehlgeschlagener Experimente ad



Abb. 1: Gruß aus Salzburg im Jahre 2000, Fritz Gareis Junior.

acta zu legen? Die Antwort auf diese Frage liegt in einer subtilen, aber wesentlichen Unterscheidung: Während Utopien als Baupläne zur Organisation und Steuerung der Gesellschaft als Ausdruck eines zumindest hierarchisierenden, schlimmstenfalls zerstörerischen Gedankenguts auf dem Friedhof der Geschichte landen sollten, so sollten wir das Utopisieren – das ungefilterte und ungehemmte Nachdenken über Unwahrscheinliches, Alternatives, und (noch) nicht Mögliches – praktizieren, um die (sehr konkrete) Tatsache, dass die Realität, wie wir sie kennen, nicht die einzig mögliche ist, nicht aus den Augen zu verlieren.

Utopie: vom Nicht-Ort zum Möglichkeitsraum

Was verstehen wir also unter Utopien? Im weitesten Sinne beschreiben Utopien Vorstellungen dessen, was nicht ist, aber sein könnte. Sehen wir uns etwa den „Gruß aus Salzburg im Jahre 2000“ (illustriert um 1900 von Fritz Gareis jr., Abb.1) etwas genauer an:

In die vertraute Stadtansicht mischen sich Seilbahnen, Zeppeline, Leuchttürme und Fallschirme sowie elegante Damen und Herren in Fluganzügen. Wenngleich derartige Projektionen heute, mehr als 100 Jahre später, vor allem zum Schmunzeln anregen, so zeigen sie doch, dass viele einst utopische Motive – wie das Überwinden von Zeit und Raum durch neue Transport- und Kommunikationsmittel oder das Wachstum von Städten in die Höhe – mittlerweile selbstverständliche Bestandteile unseres Alltags sind. Die Tatsache, dass derartige Darstellungen von Städten um den Jahrhundertwechsel sehr präsent und äußerst populär waren, erzählt uns außerdem auch, dass zeitgenössische Beobachter:innen fasziniert davon waren, sich Gedanken über die Zukunft zu machen und darüber, welche Stadtbilder, technischen Möglichkeiten und welchen Alltag diese hervorbringen könnte.

Mit ein Grund für die Faszination am Über-die-Zukunft-Sinnieren könnte sein, dass es eine sehr intuitive menschliche Verhaltensweise sein dürfte. Um die Worte des amerikanischen Politikwissenschaft-

lers Lyman Tower Sargent zu borgen: „Im Kern ist utopisches Denken das Ergebnis der menschlichen Neigung zu träumen – sowohl im Schlaf als auch im Wachzustand“ (1994, S. 4, eigene Übersetzung). Er beschreibt also utopisches Denken als etwas, das sehr im Einklang damit ist, wie Menschen intrinsisch funktionieren, etwas, das beinahe automatisch vonstattengeht. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Menschen seit jeher die Praxis des Utopisierens betreiben – überliefert ist diese zumindest seit der griechischen Antike, aus der Platon und Aristoteles gerne als frühe Utopisten zitiert werden. Platon befasste sich in seiner „Politeia“ um 375 v. Chr. mit der Frage, wie eine Gesellschaft organisiert sein müsse, um Gerechtigkeit und Ordnung zu ermöglichen. Er hatte dabei eine streng hierarchische Ordnung mit klarer Rollenverteilung im Sinn, an deren Spitze philosophisch gebildete Herrscher – die sogenannten „Philosophenkönige“ – stehen sollten. Aristoteles hingegen beschrieb die Polis als Ort der Eudaimonia – als Ort des guten Lebens, des Strebens nach Glück. Damit legte er den Grundstein für ein bis heute nachhallendes Verständnis der Stadt als Ort sowohl individueller Entfaltung als auch gesellschaftlicher Teilhabe.

Der Begriff der Utopie selbst wurde dann erst Jahrhunderte später von Thomas Morus (1478–1535) mit seinem Werk „Utopia“ geprägt, das 1516 veröffentlicht wurde – während der Renaissance, einer Zeit tiefgreifender gesellschaftlicher, politischer und wissenschaftlicher Umbrüche, in der tradierte Weltbilder zunehmend hinterfragt wurden. Morus beschreibt in dem Text eine fiktive Gesellschaft, in der allgemeine Bildung und öffentliche Gesundheitsversorgung realisiert sind und Privateigentum weitgehend abgeschafft wurde¹. Er zeichnet damit ein Gegenmodell, mit dem er die gesellschaftlichen und politischen Gegebenheiten seiner Zeit kritisiert. Interessant hierbei ist auch die Verortung von Utopia – auf einer fiktiven Insel, einem

1) Die Abschaffung des Privateigentums ist ein wiederkehrendes utopisches Motiv, insbesondere in von frühsozialistischen und sozialistischen Ideen geprägten Gesellschaftsentwürfen. Morus' ideologischer Hintergrund war jedoch nicht sozialistisch (der politische Sozialismus als Ideologie entstand erst Jahrhunderte später), sondern humanistisch und moraltheologisch geprägt.

geographisch unauffindbaren Ort, unbelastet von den tagespolitischen Realitäten Morus' Zeit. Utopia wird damit zu einem Filter zwischen dem Autor und der realen Welt, der es ihm erlaubt, sehr reale Gegebenheiten zu thematisieren und zu kritisieren. Morus' Werk wird so zum Ausgangspunkt für ein literarisches Genre – den utopischen Roman – das gesellschaftliche Kritik mit der Vorstellung alternativer Welten verknüpft.

Betrachtet man den Begriff unter dem Blickwinkel seiner Herkunft, so bedeutet „Utopie“ (aus dem Griechischen: οὐτοπία) nichts anderes als „Nicht-Ort“. Eine weitere Differenzierung fand statt durch die Teilung des Nicht-Orts in den guten (*Eutopie*, εὐτοπία) und den schlechten (*Dystopie*, δυστοπία) Ort. Heute wird der Begriff der Utopie gemeinhin synonym mit seiner positiven Konnotation, der Eutopie, verwendet.² Während sich etymologische Fragestellungen noch relativ klar beantworten lassen, so waren im Laufe der Utopiegeschichte (und der damit einhergehenden kulturellen Produktion) die Trennlinien zwischen Eu- und Dystopie oft eher schwach ausgeprägt. Ein beliebtes Motiv, insbesondere im Science-Fiction-Genre der 1960er- und 1970er-Jahre, ist etwa der (mehr oder minder plötzliche) Übergang von einem vermeintlichen Idyll zu dystopischen Szenarien³.

Eutopien und Dystopien haben es also an sich, miteinander zu verschmelzen. Die Grenzen verschwimmen – Idyll ist trügerisch, die Idee von Perfektion erscheint uns suspekt. Und das, so meine

2) Es wird vermutet, dass dies damit zusammenhängt, dass die beiden Begriffe im Englischen – Utopia [ju:'tɒpiə] und Eutopia [ju:'tɒpiə] praktisch identisch klingen.

3) Illustriert zum Beispiel anhand der Star Trek (The Original Series) Folge „The apple“ aus 1967 (angelehnt an die biblische Paradiesgeschichte), in der Kirk und sein Team einen auf ersten Blick perfekten Planeten besuchen, an dem weder Krankheiten, noch Hunger oder Krieg existieren. Die Crew muss jedoch bald herausfinden, dass das vermeintliche Paradies auf der kompletten Unterdrückung individueller Freiheit durch den Maschinengott/Supercomputer „Vaal“ beruht – die Eutopie entpuppt sich als Dystopie.

ich, liegt vor allem daran, dass Utopien Vorstellungen – und ein dazugehöriges, implizites oder explizites Regelwerk – darüber definieren, wie eine Gesellschaft zu funktionieren hat und wie Menschen zu leben haben. Da Menschen aber keine universellen Wesen sind und keine gleichförmigen, sondern sehr unterschiedliche Vorstellungen davon haben, wie sie gerne leben möchten, gerät jede Utopie zwangsläufig in Spannung mit individueller Freiheit, Vielfalt und Selbstbestimmung. Und dieser Konflikt ist nicht nur ein beliebtes Motiv in Film und Literatur, sondern auch Grundlage eines Unbehagens mit dem Konzept der Utopien an sich.

Dieses Unbehagen wurde am prominentesten von Karl Popper (1902–1994) verkörpert, der Utopien als Blaupausen, als Gesamtentwürfe gesellschaftlicher Ordnung, stark ablehnte und kritisierte. Dafür gab es gute Gründe. Popper – in Wien geborener, jüdischstämmiger Philosoph – verfolgte den Aufstieg des Faschismus und des Nationalsozialismus aus nächster Nähe und mit Schrecken, ehe er 1937 ins Exil ging. Er erlebte, wie sich die gefährlichsten und menschenverachtendsten politischen Systeme des frühen 20. Jahrhunderts auf große Heilsversprechen und totalisierende Gesellschaftsmodelle beriefen, und dabei eine ungeändigte Zerstörungskraft entfalteten. Vor diesem Hintergrund veröffentlichte er 1945 „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ und knapp zwei Jahrzehnte später den Essay „Utopie und Gewalt“ (1963). Es scheint mir wichtig zu präzisieren, dass seiner Ablehnung von Utopien keine Ablehnung gesellschaftlicher Veränderung zugrunde lag, sondern bestimmter Arten und Mittel des Veränderungsprozesses. Er war der Ansicht, dass sich die Gesellschaft nicht sprunghaft und basierend auf abstrakten Zielsetzungen, sondern schrittweise und durch konkrete Mittel verändern sollte: „Arbeite lieber für die Beseitigung von konkreten Missständen als für die Verwirklichung abstrakter Ideale. Versuche nicht, mit politischen Mitteln die Menschheit zu beglücken. [...] Kämpfe für die Beseitigung des Elends mit direkten Mitteln – zum Beispiel durch die Sicherstellung eines Mindesteinkommens für jedermann. Oder kämpfe gegen Epidemien und Krankheiten

durch den Bau von Krankenhäusern und medizinischen Lehranstalten. Bekämpfe Unwissen, wie du Verbrechen bekämpfst. Aber tu all dies mit direkten Mitteln.“ (Popper 1967, S. 523 f.)

Eine sehr andere, aber nicht minder reflektierte und artikulierte Position zu Utopien nahm Herbert Marcuse (1898–1979) ein – ebenfalls ein jüdischer Intellektueller, der vor dem Nationalsozialismus ins Exil fliehen musste. Wo Popper vor utopischen Gesellschaftsmodellen warnte, warnte Marcuse vor gegebenen gesellschaftlichen und politischen Realitäten, die als alternativlos und unumstößlich dargestellt werden. Er war der Ansicht, dass wir Utopien brauchen, um überhaupt imstande zu sein, uns Alternativen zu bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen vorzustellen. In einer Gesellschaft, die das Bestehende als selbstverständlich, beinahe naturgegeben erscheinen lässt, kommt utopischem Denken daher die Aufgabe zu, den Horizont des Denkbaren zu erweitern und neue Möglichkeiten sichtbar zu machen. Der Titel seines Essays „Das Ende der Utopie“ (1967) wird interessanterweise oft missverstanden – Marcuse meinte nicht, wie man vermuten könnte, dass Utopien obsolet seien, sondern dass vieles, was einst als utopisch galt, mittlerweile technisch und materiell realisierbar geworden ist. Er unterscheidet daher zwischen „Utopien im strikten Sinn“ – sozialen Transformationen, die nicht verwirklicht werden können, weil sie physikalischen oder biologischen Gesetzmäßigkeiten widersprechen (als Beispiel nennt er das ewige Leben) – und „provisorisch unrealisierbaren“ Transformationen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt an den gegebenen subjektiven und objektiven Faktoren einer gesellschaftlichen Situation (der „Unreife“ einer sozialen Situation) scheitern (Marcuse 1970), prinzipiell jedoch realisierbar sein könnten. Ein Beispiel hierfür wäre etwa ein bedingungsloses Grundeinkommen.

Einen ähnlich possibilistischen – mehr noch, optimistischen – Zugang zu Utopien hatte Ernst Bloch (1885–1977). Bereits 1918 befasste er sich in „Geist der Utopie“ mit dem Thema und beschrieb den Menschen als zur Utopie begabtes Wesen. In seinem Hauptwerk „Das Prinzip Hoffnung“ (1954–1959), das kurz nach dem Zweiten

Weltkrieg im Exil entstand, entwickelte er diesen Gedanken weiter. Er beschreibt darin die Zukunft als offen, als das „Noch-Nicht-Seiende“, und bringt damit zum Ausdruck, dass Utopien keine Flucht aus der Realität sind, sondern Ausdruck von Möglichkeiten, die in der Gegenwart bereits angelegt, aber noch nicht verwirklicht sind. Er prägt in diesem Zusammenhang den Begriff der „konkreten Utopie“ – einer Zukunftsvorstellung, die reale Entwicklungsmöglichkeiten aufzeigt. Mit Bloch wird also die Utopie vom Nicht-Ort zum Möglichkeitsraum.

Warum Städte? Die Stadt als Projektionsfläche und Experimentierfeld

Und hier kommt nun die Stadt ins Spiel: Städte eignen sich seit jeher in besonderer Weise als Projektionsflächen für Utopien. Das dürfte, so denke ich, damit zu tun haben, dass Städte jene Orte sind, an denen Menschen, Gegebenheiten, Konflikte und Kontraste aufeinanderprallen, sich akkumulieren, kontrastieren, sich verdichten. Diese Gemengelage dürfte in ihrer Komplexität und Widersprüchlichkeit einen ausgezeichneten Nährboden für das Utopisieren darstellen. Es gibt dazu dieses schöne Zitat, das dem französischen Schriftsteller Anatole France zugeschrieben wird: „Ohne die Utopisten früherer Zeiten würde die Menschheit noch immer nackt und elend in Höhlen wohnen. Es waren Anhänger einer Utopie, die den Umriss der ersten Stadt zeichneten.“ (zit. nach Mumford 2008, S. 22). Die Tatsache, dass Stadt und Utopie eine so naheliegende Paarung bilden, könnte auch damit zu tun haben, dass sich utopische Motive vor allem in Städten besonders sichtbar materialisieren. Etwa die Stadt, die in den Himmel wächst, und das Überwinden technischer Grenzen, wie im New York des frühen 20. Jahrhunderts, als Hochhäuser (infolge der Erfindung der Stahlskelettbauweise und der Sicherheitsbremse für Aufzüge) das Stadtbild binnen weniger Jahre komplett veränderten. Städte sind also nicht nur Projektionsflächen, sondern seit jeher auch Experimentierfelder für Utopien.

Ein Dreh- und Angelpunkt für Stadtutopien war die Industrielle Revolution – das wohl größte Transformationsmoment in der Geschichte der Städte, zuvor wie danach. Ihre Auswirkungen waren weitreichend und tiefgreifend, allen voran das bis dahin beispiellose Stadtwachstum: London, das um 1800 knapp eine Million Bewohner:innen hatte, wuchs binnen eines Jahrhunderts auf über sechs Millionen; Chicago, das um 1830 knapp über 300 Einwohner:innen zählte, wuchs bis 1900 auf 1,7 Millionen. Mit dem explosionsartigen Wachstum gingen Wohnungsnot, Überbelegung, soziale Spannungen, Krankheiten, Luft- und Umweltverschmutzung sowie desolate Arbeitsbedingungen einher. Sehr eindrücklich visualisiert wurde dies von dem französischen Illustrator Gustave Doré im späten 19. Jahrhundert in der Bilderserie „London: A Pilgrimage“ (1872), die er gemeinsam mit dem Journalisten William Blanchard Jerrold veröffentlichte und in der die Kontraste zwischen Armut und Reichtum, Glanz und Elend im viktorianischen London eindrucksvoll dokumentiert sind.

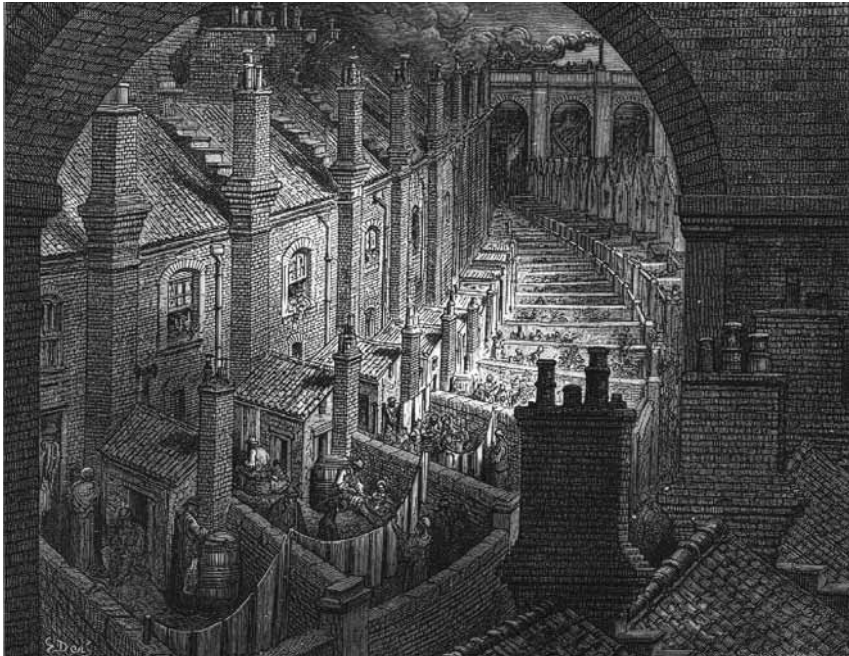


Abb. 2: Over London by rail, Gustave Doré.

Vor diesem Hintergrund entstanden starke antiurbane Narrative: „Die Vorstellung der Stadt als Ort des guten Lebens verwandelte sich in das Manchester von Friedrich Engels, das London von Henry Mayhew oder das Chicago von Upton Sinclair – um nur einige Darstellungen der Industriestadt zu nennen: schmutzig, dunkel, überfüllt, anonym, bedrohlich für die Schwachen, ein Dschungel aus Ziegeln, Stein und Rauch. Diese Darstellungen waren auch deshalb so wirkungsmächtig, weil ihr Publikum erkennen konnte, wie tief die Stadt gefallen war und wie sehr sich die Industriestadt zum brutalen Gegenteil des athenischen Ideals entwickelt hatte.“ (Slater 2009, S. 160 f., eigene Übersetzung).

Derartige Auffassungen über Städte waren kein Randphänomen, sondern fanden im öffentlichen Diskurs und in der kulturellen Produktion weite Verbreitung. Sie spiegelten sich in Karikaturen und literarischen Werken – etwa in der Charakterisierung Londons als „The Great Wen“ („die große Geschwulst“) durch den englischen politischen Schriftsteller William Cobbett – ebenso wie in der Medizin und Psychiatrie, wo pseudowissenschaftliche Theorien einen Zusammenhang zwischen den schwierigen Lebensbedingungen der Großstadt und dem Auftreten von Geisteskrankheit und moralischem Verfall behaupteten.



Abb. 3: En l'an 2000, Jean-Marc Côté.

Derartig düsteren Diagnosen zu den Herausforderungen der Industriestadt stand eine sehr gegenläufige Entwicklung gegenüber: der technische und wissenschaftliche Fortschritt – Elektrifizierung, Eisenbahn und Luftfahrt – aber auch positive gesellschaftliche Veränderungen wie Wirtschaftswachstum, Sozial-, Gesundheits- und Arbeitsreformen sowie die fortschreitende Demokratisierung lösten gegen Ende des 19. Jahrhunderts einen ausgeprägten Zukunftsoptimismus aus. Zukunftsvisionen wie jene eingangs über Salzburg (Abb. 1) oder die von verschiedenen französischen Künstlern illustrierte Bildserie „En l’an 2000“ (Abb. 3), die zahlreiche technologische Innovationen, wie etwa die Videotelefonie, antizipierte, erfreuten sich großer Beliebtheit und verbreiteten sich in Form von Sammelbildern, die Zigaretten- oder Schokoladenpackungen beilagen, sowie in Zeitschriften oder auf Postkarten weit über Fachkreise hinaus.

Ein Ereignis, das diesen Zeitgeist besonders eindrücklich verkörperte, war die „World’s Columbian Exposition“ von 1893 in Chicago (Abb. 4), die anlässlich des 400. Jahrestages der Ankunft Christoph Kolumbus’ in Amerika veranstaltet wurde. Innerhalb kürzester Zeit entstand mit der „White City“ ein knapp 280 Hektar großes Ausstellungsgelände mit beinahe 200 Gebäuden. Die Weltausstellung war eine Leistungsschau der Superlative, auf der die neuesten Errungenschaften aus Industrie, Wissenschaft, Technik, Architektur und Landschaftsplanung präsentiert wurden. Während ihrer sechsmonatigen Laufzeit zog sie mehr als 27 Millionen Besucher:innen an und entwickelte sich zu einem Symbol des Fortschrittsoptimismus ihrer Zeit. Bemerkenswert ist dabei auch, dass die White City nur von sehr kurzer Dauer war – die meisten Gebäude waren temporäre Konstruktionen, die nach Ende der Ausstellung abgetragen oder 1894 durch einen Großbrand zerstört wurden (Gilbert 1991). Die utopische Stadt erwies sich damit buchstäblich als ephemeres Zukunftsbild – eindrucksvoll genug, um Generationen von Architekt:innen und Stadtplaner:innen zu inspirieren, aber weder als dauerhafte Stadt konzipiert noch als solche verwirklicht.



Abb. 4: The World's Columbian Exposition, C. D. Arnold.

Vor dem Hintergrund dieses spannungsreichen Nebeneinanders einer problemorientierten und zugleich optimistischen Zukunftsperspektive – zwischen pro- und antiurbanen Stimmen, Euphorie und Ablehnung – entwickelten sich verschiedenste Stadtutopien und städtische Reformideen, von denen einige in der Folge kurz vorgestellt werden. Der Geograph David Pinder (2005) unterscheidet bei Stadtutopien grob zwischen restaurativen und modernistischen Entwürfen. Während erstere die Wiedererlangung vergangener Qualitäten und einfacherer Formen räumlicher und sozialer Organisation anstreben, oft durch Dezentralisierung und Dispersion, so machen modernistische Utopien den technologischen Fortschritt zum Kernelement und verfolgen das Ziel einer radikalen Neuschöpfung der Stadt nach Prinzipien der Funktionalität, Rationalität und Effizienz.

Diese Unterscheidung ist zwar analytisch hilfreich, greift für die Einordnung konkreter Stadtutopien jedoch ebenso zu kurz wie die sich aufdrängende Gleichsetzung von restaurativ mit konservativ und modernistisch mit progressiv, da räumliche Leitbilder und gesellschaftspolitische Zielsetzungen nicht zwangsläufig miteinander korrespondieren. In der Praxis verschwimmen die Grenzen häufig, und viele Entwürfe verbinden restaurative und modernistische Elemente.

Eine weitere Trennlinie, die sich bei genauerer Betrachtung als erstaunlich durchlässig erweist, ist jene zwischen Stadtutopien und Reformmodellen. Viele der Entwürfe, die wir heute als Utopien bezeichnen, waren von ihren Urheber:innen nicht als solche erdacht, sondern als Reformideen, als Vorschläge, um Städte konkret zu verändern. Und tatsächlich vereinen sie einige wesentliche Gemeinsamkeiten: Beide entstanden als Reaktion auf konkrete Missstände und entwarfen Alternativen für die Zukunft. Vor diesem Hintergrund ist es auch interessant zu fragen, was von diesen Ideen in die Realität umgesetzt wurde und was davon bis heute erhalten geblieben ist.

Ein Beispiel, das diesen fließenden Verlauf zwischen Utopie und Reform besonders gut abbildet, sind Werkssiedlungen, die seit dem frühen 19. und bis in das 20. Jahrhundert hinein in zahlreichen Ländern von Industriellen errichtet wurden und deren Spuren bis heute vielfach in musealer oder gelebter Form erhalten geblieben sind (Abb. 5). Dahinter standen unterschiedliche und meist miteinander verwobene Motive – philanthropische Überzeugungen ebenso wie paternalistische Vorstellungen, ökonomische und strategische Interessen sowie das Ziel der sozialen Kontrolle (Porteous 1970). Derartige Siedlungen beinhalteten in der Regel nicht nur Wohnraum für Arbeiter:innen, sondern auch Bildungs-, Freizeit- und soziale Infrastruktur. Häufig wurden mit ihnen zugleich weitreichende Sozialreformen verbunden, etwa in New Lanark, gegründet von Robert Owen (schottischer Textilindustrieller und Frühsozialist), wo unter anderem die Arbeitszeit verkürzt, Bildung für Kinder eingeführt und Kranken- und Unterstützungsfonds geschaffen wurden.



Abb. 5: Crespi d'Adda, Lombardei.

Ebenezer Howard (1850 – 1928), der als Parlamentsstenograph im London des 19. Jahrhunderts die sozialen und politischen Debatten seiner Zeit aus nächster Nähe verfolgte, knüpfte an diese Entwicklungen an. Inspiriert von den Werkssiedlungen zum einen und der parallel aufkommenden Genossenschaftsbewegung zum anderen entwarf er mit der Gartenstadt das wohl einflussreichste Reformmodell seiner Zeit. Seine Überlegungen legte er in seinem Buch „To-morrow – a peaceful path to real reform“ (1902 [1898]) dar, einem Werk, in dem er vor allem eine Gesellschafts- und Sozialreform auf der Grundlage gemeinschaftlichen Grundeigentums entwarf, durch das Bodenwertsteigerungen dem Gemeinwohl zugutekommen sollten. Die räumliche Gestalt der Gartenstadt war für Howard (der keinerlei planerische oder architektonische Ausbildung hatte) kein Selbstzweck, sondern er verstand sie als notwendiges Vehikel zur Umsetzung seiner reformerischen Ideen. Er schlug dezentralisierte Kleinstädte vor, die – illustriert anhand der „drei Magnete“: Town, Country und Town-Country (Abb. 6) –

die Vorzüge von Stadt und Land miteinander verbinden sollten – Grüngürtel, saubere Luft und geringe Dichte mit wirtschaftlichen Möglichkeiten, kulturellem Angebot und sozialer Infrastruktur. Als maximale Bevölkerungszahl sah er 32.000 Personen vor. Bei Erreichen dieser Größe sollte eine neue Stadt gebaut werden, die mit der anderen durch Transportmittel verbunden werden sollte und so ein Netzwerk an Gartenstädten (die „Social City“) entstehen sollte.

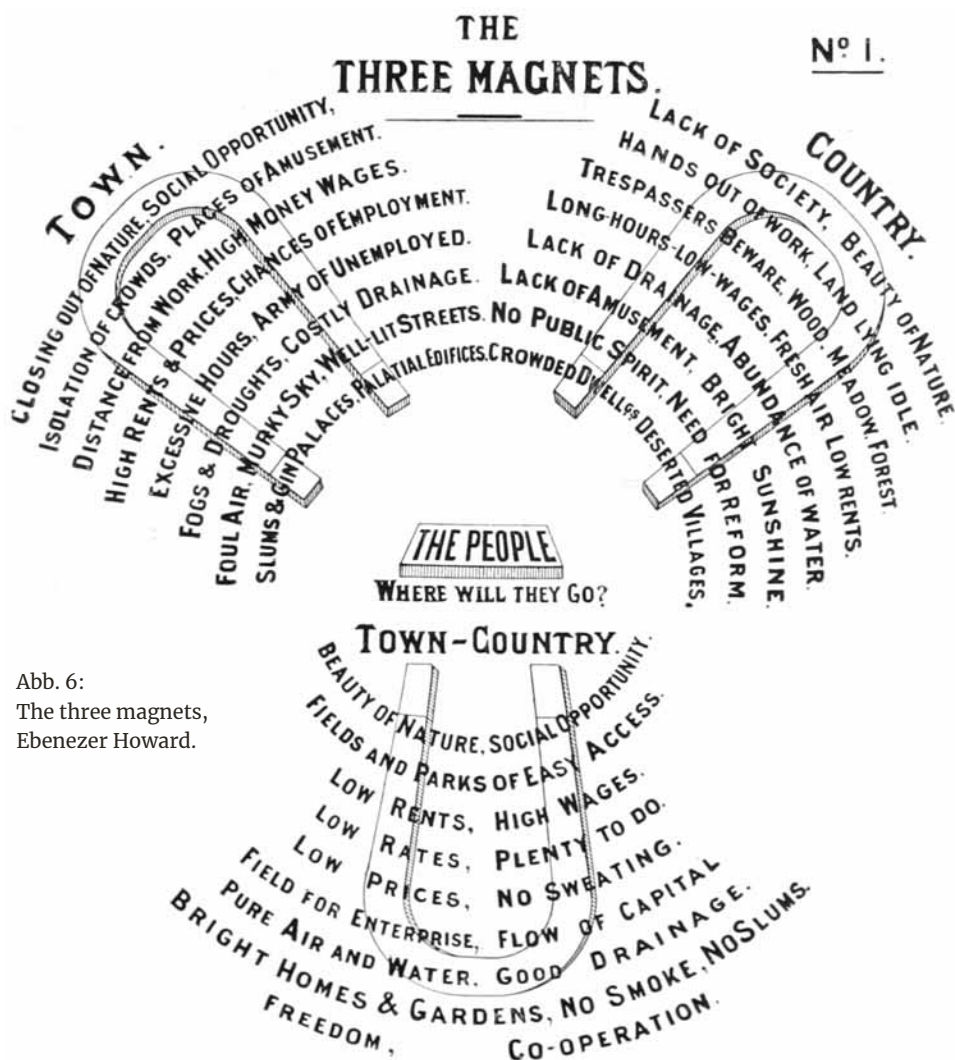


Abb. 6:
The three magnets,
Ebenezer Howard.

Howard, der mit großer Beharrlichkeit für die Umsetzung seiner Ideen geworben und Unterstützer mobilisiert hatte (Fishman 1982), erlebte die Verwirklichung zweier Gartenstädte zu seinen Lebzeiten: Letchworth Garden City (1903), deren Errichtung er maßgeblich vorantrieb und begleitete, und Welwyn Garden City (1920), die in seinem Beisein realisiert wurde. Bereits bei Letchworth wurde Howards Konzept jedoch unter dem Einfluss der Interessen der Geldgeber maßgeblich abgeschwächt; Welwyn entfernte sich dann noch weiter von seinen gesellschafts- und bodenpolitischen Vorstellungen. Desillusioniert über diese Entwicklung zog sich Howard zunehmend aus dem Umsetzungsprozess zurück. Während seine Gesellschafts- und Bodenreformen weitgehend auf Papier blieben, so erlangte die Gartenstadtidee als räumliches Projekt enorme Popularität. Es entwickelte sich eine internationale Gartenstadtbewegung, deren Ideen sich weit über Großbritannien und Kontinentaleuropa hinaus – bis nach Japan, Südafrika, Neuseeland und Australien – verbreiteten. Als stadtplanerische Prinzipien sind vor allem Grüngürtel, dezentrale Siedlungsstrukturen mit geringer Dichte sowie die Verbindung von Wohnen und Grünraum erhalten geblieben.

Wie die Gartenstadtidee war auch das Rote Wien nicht vorrangig als Stadtutopie denn als Reformprojekt konzipiert, wird aber in der Literatur heute dennoch als „konkretisierte Utopie“ oder „Veralltäglichsung der Utopie“ (Maderthaner 2016) beschrieben. Und dafür gibt es gute Gründe: Die Reformen, die die sozialdemokratische Stadtregierung zwischen 1919 und 1934 im Roten Wien umsetzte, basierten auf einem umfassenden gesellschaftspolitischen Ideengerüst, das sozialdemokratische und austromarxistische Intellektuelle wie Otto Bauer, Karl Renner, Max Adler, Julius Tandler, Käthe Leichter, und Adelheid Popp zu verschiedensten Bereichen des gesellschaftlichen Lebens bereits vor der Gründung der Ersten Republik entwickelt hatten. Und zwar zu sehr konkreten Fragestellungen wie Wohnungsnot, Kindersterblichkeit, mangelndem Bildungszugang und der Verbreitung von Tuberkulose. Ziel war weniger die Linderung einzelner Probleme als die grundlegende Transformation der Gesellschaft durch Verbesserung der

Lebensbedingungen der arbeitenden Bevölkerung. Das Ergebnis war demnach eine sehr umfassende gesellschaftliche Reform, die Bildung, Gesundheitsversorgung, Sozialpolitik, Kultur und Freizeit umfasste. Sie beruhte auf den zentralen Leitvorstellungen des Roten Wien: Aufklärung, Kinderfürsorge, Befreiung und Körperkultur – verkörpert etwa durch die Skulpturen des Bildhauers Josef Franz Riedl, die den Karl-Marx-Hof, die vermutlich bekannteste Ikone des Roten Wien, zieren (Abb. 7).



Abb. 7: Die Leitvorstellungen des Roten Wien: Körperkultur, Befreiung, Aufklärung und Kinderfürsorge, Josef Riedl.

Die Spuren des Roten Wien hallen deutlich in die Gegenwart nach, zum einen baulich: Über 64.000 Gemeindewohnungen in 348 Gemeindebauten in Wien stammen aus dieser Regierungsperiode. Diese legten den Grundstein für das international vielfach rezipierte Modell des sozialen Wohnbaus, das maßgeblich dazu beiträgt, dass Wien bis heute, in Zeiten der globalen urbanen Wohnungskrise, im internationalen Vergleich nach wie vor für wesentliche Teile der Bevölkerung leistbar geblieben ist. Darüber hinaus entstanden

während des Roten Wien zudem 25 städtische Bäder, 60 Büchereien, und über 80 Kindergärten. Ebenso tiefgreifend waren die sozialen und gesundheitspolitischen Reformen: So sank der Anteil der Bettgeher von 3,8 % im Jahr 1890 auf 0,1 % im Jahr 1934, während sich die Säuglingssterblichkeit nahezu halbierte (Stadt Wien 2019). Die Wirkung des Roten Wien beschränkt sich damit nicht auf sein bauliches Erbe, sondern prägt bis heute auch die wohlfahrtsstaatlichen Strukturen und das Selbstverständnis der Stadt Wien.

Während sowohl bei Howard als auch im Roten Wien gesellschaftspolitische Reformen im Zentrum standen, so rückte beim französischen Architekten Tony Garnier (1869–1948) die räumliche Organisation der Stadt in den Mittelpunkt des Interesses. Er arbeitete mit der „Cité Industrielle“ (Garnier 1989 [1917]) eine rationale Stadt für die Industriegesellschaft in fast 200 Zeichnungen detailgetreu aus. Mit seinem Entwurf deklinierte er erstmals das Prinzip der funktionalen Trennung – die Ordnung der Stadt nach Nutzungen (Wohnen, Gesundheit, Industrie, öffentliche Einrichtungen) – konsequent durch. Gleichzeitig schlug er, vom französischen Sozialismus geprägt und von Émile Zolas utopischem Roman „Travail“ inspiriert, ein Gesellschaftsmodell basierend auf Bildung, Säkularität und Rationalität vor, in dem Kapitalismus und Privateigentum abgeschafft wären. Eine solche Gesellschaft, so war Garnier überzeugt, würde eine höhere moralische Stufe erreichen. Gefängnisse und andere Einrichtungen zur Umsetzung der Staatsgewalt, wie Gerichtshöfe und Polizeistationen, würden obsolet werden.

Was von Garniers Ideen geblieben ist, ist vor allem das Prinzip der funktionalen Trennung städtischer Nutzungen, das wenige Jahrzehnte später von den Congrès Internationaux d’Architecture Moderne (CIAM) – einer internationalen Kongressreihe, die dem Austausch führender Architekt:innen und Stadtplaner:innen der Moderne diene – aufgegriffen und in der Charta von Athen (1933) zum Leitprinzip der modernen Stadtplanung erhoben wurde. Die räumliche Trennung von Wohnen, Arbeiten, Erholung und Verkehr prägte in der Folge den Wiederaufbau europäischer Städte und den



Abb. 8: Une cité industrielle, Tony Garnier.

Städtebau der Nachkriegszeit. Seit den 1970er-Jahren gerät dieses Modell jedoch zunehmend in die Kritik, da es monotone Stadtlandschaften, lange Wege, eine hohe Abhängigkeit vom Auto und den Verlust urbaner Vielfalt begünstigt. Dauerhaft Bestand hatten hingegen Garniers Forderungen nach Licht, Luft, Hygiene und Gesundheit als explizite Ziele der Stadtplanung.

Le Corbusier (1887–1965), schweizerisch-französischer Architekt und eine der einflussreichsten Figuren der europäischen Architektur- und Stadtplanungsgeschichte des 20. Jahrhunderts, griff einige dieser Themen – vor allem jenes der funktionalen Trennung, aber auch die Leitbilder von Licht, Luft und Sonne – auf, entwickelte sie jedoch auf radikale Art und Weise zu Modellen der modernen Stadt weiter. Le Corbusier war zutiefst von den Idealen der Ordnung und Effizienz geprägt. Er war überzeugt, dass es die Aufgabe des Architekten sei, die Stadt – und damit letztlich die Gesellschaft – nach rationalen Prinzipien neu zu ordnen. Der Architekt übernahm in

seiner Vorstellung dabei nicht nur die Rolle eines Schöpfers, sondern auch jene eines Arztes, der die historische Stadt als „krank“ diagnostiziert und durch einen kompromisslosen planerischen Eingriff zu heilen vermag (Le Corbusier 1925). Diese Einstellung spiegelt sich besonders deutlich im „Plan Voisin“ (1925) wider, mit dem er vorgeschlagen hatte, weite Teile der historischen Innenstadt von Paris abzureißen und durch in einem geometrischen Raster angeordnete Hochhäuser zu ersetzen.

Während dieser Vorschlag glücklicherweise weitestgehend auf taube Ohren stieß, so hinterließ Le Corbusier insgesamt tiefe Spuren in der Architektur und Stadtplanung des 20. Jahrhunderts – in Europa und darüber hinaus. Insbesondere die europäische Nachkriegsmoderne stand stark unter seinem Einfluss: Seine Vorstellungen von funktionaler Trennung, Hochhäusern im Grünen und der Standardisierung des Wohnungsbaus prägten den Wiederaufbau zahlreicher Städte und den Bau vieler Großwohnsiedlungen. Mit den „unités d’habitation“ entwarf er zudem einen neuen Wohnhaustyp, der seine Vorstellung einer „Wohnmaschine“ („das Haus ist eine Maschine zum Wohnen“, Le Corbusier 1923) widerspiegelte. Die Typologie vereinte verschiedene Nutzungen des täglichen Bedarfs – wie etwa Geschäfte, Kindergärten, interne Straßen – innerhalb des Gebäudes und verstand sich als vertikale Stadt. Insgesamt wurden fünf solcher „unités“ realisiert, und sie dienten als Vorbild für zahlreiche weitere Wohnanlagen. Am umfassendsten konnte Le Corbusier seine Visionen jedoch außerhalb Europas verwirklichen, als er in den 1950ern mit der Planung der indischen Stadt Chandigarh beauftragt wurde – die bis heute vermutlich größte gebaute Stadtutopie des Modernismus.

In starkem Kontrast zu Corbusiers Vorstellungen standen jene des US-amerikanischen Architekten Frank Lloyd Wright (1867–1959). In „The Disappearing City“ (Wright 1932) schlug er vor, Städte, wie wir sie kennen – geprägt von baulicher und menschlicher Dichte sowie der Bündelung von Wohnen, Arbeit, Dienstleistungen und Infrastrukturen – aufzulösen und stellte damit die Existenz der Stadt

selbst infrage. Für Wright war die Stadt ein notwendiges Übel gewesen, das durch die sich damals verbreitenden technischen Möglichkeiten – allen voran der Telekommunikation und dem motorisierten Individualverkehr – weitgehend obsolet geworden war. Diese Vorstellungen konkretisierte Wright in seinem Entwurf der „Broadacre City“. An die Stelle der Stadt sollte eine dezentrale Siedlungslandschaft treten, in der jedem amerikanischen Haushalt ein Acre (knapp 4.047m²) Land zur freien individuellen Entfaltung und zum Wirtschaften zur Verfügung gestellt werden sollte (Wright 1958).

Was ist von Wrights Ideen geblieben? Gar nicht so wenig. In den USA repräsentieren nach wie vor das freistehende Einfamilienhaus, die ausgedehnte Suburbanisierung und die Abhängigkeit vom motorisierten Individualverkehr bis heute den „American way of life“. Während Wright diese Entwicklung zwar nicht primär hervorgebracht hat, so hat seine Vision einer dezentralen, auto-orientierten Gesellschaft sie jedoch in bemerkenswerter Weise vorweggenommen.

In den 1960er-Jahren vollzog sich dann ein deutlicher Bruch: Während die bisher genannten Beispiele die Stadt als fertigen oder zu erreichenden Zustand dachten, so stellte das britische Architektenkollektiv Archigram diese Grundprämisse infrage (Cook 1999). Sie taten das anhand verschiedenster futuristisch anmutender Entwürfe, wie etwa der „Walking City“ (einer mobilen Stadt auf Stelzen), der „Instant City“ (einer temporären, ereignisbasierten Stadt), und der „Plug-In-City“, einer Struktur aus austauschbaren und erweiterbaren Bausteinen. Sie beschrieben die Stadt als einen Prozess, als etwas im Werden, wo Nutzungen nach Bedarf zugeschaltet und verändert werden können. Das bedeutete einen grundlegenden Perspektivenwechsel: Nicht Ordnung und Stabilität waren Zielrichtungen, sondern Anpassungsfähigkeit, Flexibilität und Veränderung. Wie schon bei Frank Lloyd Wright spielte auch hier die Technologie eine zentrale Rolle in der Ermöglichung kontinuierlicher Veränderung. Auch das darf vor dem Hintergrund

der gesellschaftlichen und (global-)politischen Gegebenheiten der Zeit betrachtet werden – die Bedrohungen des Kalten Krieges und des damit verbundenen atomaren Wettrüstens inspirierten ebenso wie der rasante technische Fortschritt im Bereich der Raumfahrt und der Kommunikationstechnologien Ideen darüber, wie Städte mobiler, reaktiver und anpassungsfähiger werden könnten.

Während Archigram keine gebauten Werke hinterlassen haben, so haben ihre Entwürfe den planerischen Zeitgeist der folgenden Jahrzehnte sowohl geprägt als auch reflektiert (Sadler 2005). Ab den 1970er-Jahren begann man, die Starrheit der Nachkriegsplanung zunehmend zu hinterfragen und zu kritisieren. Dies schlug sich in neuen Planungsprinzipien nieder: Flexibilität, Adaptierbarkeit, temporäre Nutzungen, adaptive Umnutzungen und ein wachsendes Bewusstsein dafür, dass Städte nie „fertig“ sind. Damit einher ging auch ein grundlegender Paradigmenwechsel: Stadt – und Stadtplanung – wurden zunehmend als offener Prozess verstanden, der demokratisch gestaltet sein und unterschiedlichste Akteure zusammenbringen muss, um gesellschaftliche Vielfalt abzubilden und ihr Genüge zu tun, anstatt als statisches Objekt, das von Expert:innen entworfen und gestaltet wird. Vielleicht liegt darin eine der wesentlichen Lehren, die wir aus den Stadtutopien des 20. Jahrhunderts mitnehmen können.

Plädoyer: warum wir (immer noch) Stadtutopien brauchen

Nach diesem kurzen Streifzug durch einige der bekanntesten Stadtutopien nun zurück zu der eingangs gestellten Frage: Warum brauchen wir (immer noch) Stadtutopien? Zum einen sollten wir uns vergegenwärtigen, dass vieles dessen, was wir heute als selbstverständlich erachten, einst utopisch schien: ein öffentliches Bildungs- und Gesundheitssystem, sozialer Wohnbau, das Frauenwahlrecht. Wenn wir Utopien – um zu Ernst Bloch zurückzukehren – als Möglichkeitsräume verstehen, als Vorstellung dessen, was nicht

ist, aber sein könnte, dann bedeutet das, dass sie ein Instrument sein können, um über das aktuell Vorstell- und Machbare hinauszudenken. Und das ist notwendig, um die vielfältigen Herausforderungen anzugehen, mit denen wir – ganz besonders in Städten – konfrontiert sind. Denn wenn wir heute über Städte sprechen, sprechen wir vor allem über Probleme: Können wir uns die Mieten noch leisten? Welche Rolle spielen Städte in der Klimakrise? Wie können wir mit steigenden sozialen Ungleichheiten – die sich insbesondere in Städten manifestieren – umgehen? Das sind extrem komplexe Fragen, auf die es keine einfachen Antworten gibt. Es gibt dieses schöne Zitat des amerikanischen Schriftstellers Henry Mencken (1920, eigene Übersetzung): „Für jedes menschliche Problem gibt es eine Lösung, die einfach, plausibel und falsch ist.“ Und so verhält es sich auch mit Städten. Komplexe Probleme lassen sich nicht lösen, indem man an einer einzigen Stellschraube dreht. Vielmehr muss an unterschiedlichen Schrauben gleichzeitig gedreht werden – unterschiedlich fest, sich vortastend, kalibrierend, immer wieder nachjustierend. Zwar handelt Stadtplanung (leider) oft reaktiv – angesichts bürokratischer und finanzieller Hürden sowie reduzierter Handlungsspielräume ist die Rolle der Planer:innen oft darauf beschränkt, bestehende Probleme möglichst gut zu verwalten, anstatt sie zu antizipieren und innovative Lösungen zu erproben. Gleichzeitig zeigt die jüngere Stadtentwicklung, dass zahlreiche Beispiele für proaktives Handeln, für Experimentieren, für das Öffnen von Möglichkeitsräumen in verschiedensten Themenbereichen existieren.

Sieht man sich zum Beispiel das Verhältnis von Stadt und Klimawandel an, so lohnt sich ein Blick nach Singapur, das mit seiner Vision als „City in the Garden“ eine sehr umfassende Strategie entwickelt hat, die Natur zurück in die Stadt zu holen. Die Stadt wird dabei nicht als Gegenpol zur Natur verstanden, sondern als Teil eines gemeinsamen ökologischen Systems. Singapur ist von einem dichten Netzwerk aus Grünflächen durchzogen, die durch sogenannte „Park Connectors“ miteinander verbunden sind, die nicht nur ökologische Verbindungen schaffen, sondern gleichzeitig



Abb. 9: Ein gemeinschaftlicher Dachgarten in Kampung Admiralty, Singapur.

als Fuß- und Fahrradinfrastruktur fungieren. Gleichzeitig wird Begrünung systematisch in Gebäude integriert. Besonders eindrücklich zeigt sich das im sozialen Wohnbau, wo viele Wohnanlagen über gemeinschaftlich genutzte und öffentlich zugängliche Dachgärten verfügen, die sich über mehrere Geschosse erstrecken (Abb. 9). Interessant ist auch, dass hier ein utopisches Motiv wieder auftaucht – jenes der Versöhnung von Stadt und Natur, das vor über einem Jahrhundert von Howard vorgeschlagen wurde –, neu interpretiert in der hochverdichteten Stadt.

Ein weiteres Beispiel für innovative Stadtplanung, in der utopische Motive widerhallen, ist der Umgang Barcelonas mit öffentlichem Raum und Mobilität. Die „Superilles“ (Superblocks) und „Eixos Verds“ (Grüne Achsen) transformieren Flächen, die lange dem motorisierten Individualverkehr vorbehalten waren, in für die Bewohner:innen nutzbaren, qualitätsvollen Stadtraum, und tragen so zu einer sozial gerechteren Verteilung des öffentlichen Raums bei (Abb. 10). Bedenkt man, dass Fußgängerzonen über Jahrzehnte als



Abb. 10: Neugestalteter öffentlicher Raum im Rahmen der Superilles in Barcelona.

unmöglich – weil unwirtschaftlich, unrealistisch, unnötig – abgetan wurden, so zeigt das Beispiel Barcelonas, dass es durchaus möglich ist, neu darüber zu verhandeln, für wen die Stadt nutzbar sein und welche Qualitäten sie bieten soll. Auch hier hallt ein klassisches utopisches Motiv nach: die Rückeroberung der Stadt durch ihre Bewohner:innen.

Zu guter Letzt möchte ich noch kurz auf das Thema Wohnen eingehen – eine der drängendsten Herausforderungen, mit denen europäische Städte konfrontiert sind. Aber auch hier zeigen einige Städte, dass Alternativen möglich sind. Ich bin bereits auf das Rote Wien eingegangen, dessen Erbe wesentlich dazu beiträgt, dass Wien im Vergleich zu vielen anderen Großstädten bis heute für breite – wenn auch zunehmend kleiner werdende – Teile der

Bevölkerung leistbar geblieben ist. Wien ist aber auch ein interessantes Labor für neue Formen des Zusammenlebens. Im Bereich des solidarischen Wohnens und kollektiver Wohnformen finden sich Projekte wie die VinziRast, in der ehemals obdachlose Menschen gemeinsam mit Studierenden leben und verschiedenen Aktivitäten nachgehen (Abb. 11), oder die Sargfabrik, eines der ersten selbstverwalteten Wohnprojekte Wiens. Beide Projekte zeigen, dass Wohnen mehr sein kann als die Bereitstellung von Wohnraum. Es kann soziale Beziehungen stiften, Gemeinschaft fördern und neue Formen der Solidarität ermöglichen. Und auch hier begegnet uns ein klassisches utopisches Motiv wieder: die Vorstellung, dass Wohnen nicht nur eine Ware, sondern vor allem eine wesentliche soziale Infrastruktur ist.

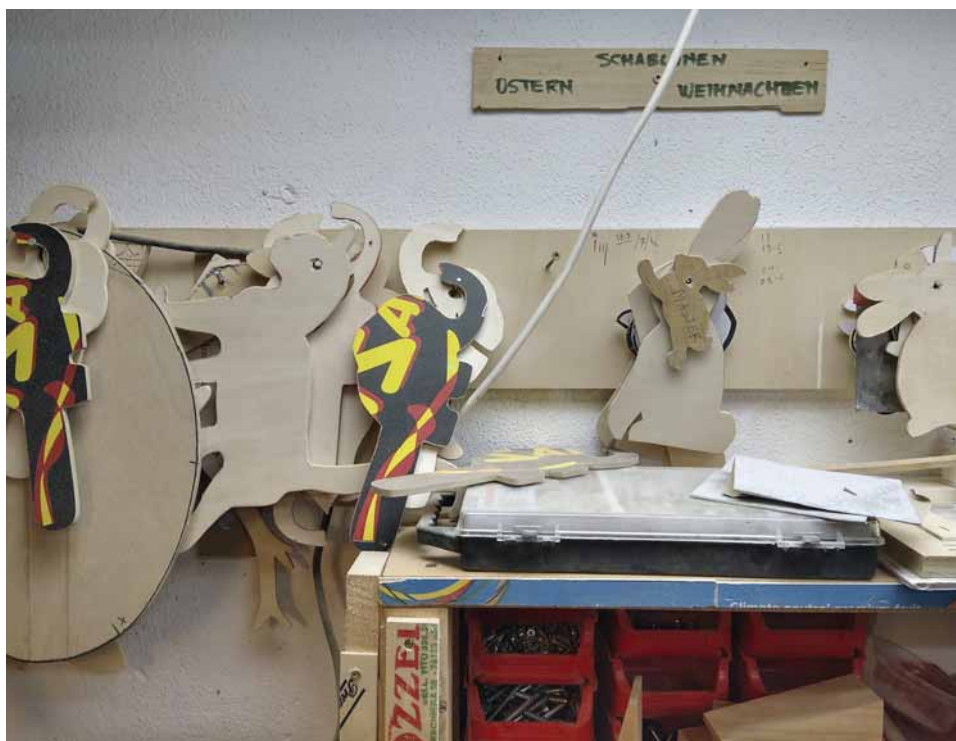


Abb. 11: Mehr als Wohnen in der VinziRast-mittendrIn, Wien.

Ich möchte nun mit einem Plädoyer für das Utopisieren schließen. Nicht für Utopien als solche – als allumfassende Gesellschaftsmodelle, Gegenentwürfe, oder Blaupausen –, sondern für den Akt des Utopisierens als Methode. Denn viele der Beispiele, die wir heute gesehen haben, zeigen, dass der Mehrwert des Utopisierens nicht darin liegt, vermeintlich perfekte Gesellschaften und Räume zu entwerfen, sondern darin, Gewissheiten in Frage zu stellen und neue Möglichkeiten denkbar zu machen. Das erscheint mir gerade deshalb so wichtig, weil Städte vor immensen Herausforderungen stehen und es dennoch das Ziel sein sollte, sie gerechter, inklusiver, lebenswerter und schöner zu machen. Wenn wir uns also die Frage stellen, wie Städte „Orte des guten Lebens“ bleiben können, so kann das Utopisieren ein hilfreiches Instrument in unserem intellektuellen Werkzeugkasten sein. Ich plädiere also für das Utopisieren als Methode, die es erlaubt, zu experimentieren (statt zu determinieren), pragmatisch zu sein (statt ideologisch) und Möglichkeitsräume zu eröffnen, in denen Alternativen denkbar werden, bevor sie realisierbar sind.

Literaturverzeichnis

- Bloch, Ernst.** 1918. Geist der Utopie. München: Duncker & Humblot.
- Bloch, Ernst.** 1954–1959. Das Prinzip Hoffnung. 3 Bände. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Cook, Peter,** ed. 1999. Archigram. New York: Princeton Architectural Press.
- Fishman, Robert.** 1982. Urban Utopias in the Twentieth Century: Ebenezer Howard, Frank Lloyd Wright, and Le Corbusier. Cambridge, MA: MIT Press.
- Garnier, Tony.** 1989 [1917]. Une Cité Industrielle. New York: Princeton Architectural Press.
- Gilbert, James.** 1991. Perfect Cities: Chicago's Utopias of 1893. Chicago: University of Chicago Press.
- Hobsbawm, Eric.** 1994. The Age of Extremes: The Short Twentieth Century, 1914–1991. London: Michael Joseph.
- Howard, Ebenezer.** 1902. Garden Cities of To-morrow. London: Swan Sonnenschein & Co.
- Le Corbusier.** 1923. Vers une architecture. Paris: G. Crès et Cie.
- Le Corbusier.** 1925. Urbanisme. Paris: G. Crès et Cie.
- Maderthaner, Wolfgang.** 2016. „Das kommunale Experiment des Roten Wien – die ‚Veralltäglicung‘ der Utopie.“ In: Andreas Amberger und Thomas Möbius (Hrsg.), Auf Utopias Spuren. Wiesbaden: Springer VS.
- Marcuse, Herbert.** 1970 [1967]. „The End of Utopia and The Problem of Violence. Lectures in Berlin, July 1967.“ In: Five Lectures, 1–30. Boston: Beacon Press.
- Mencken, Henry Louis.** 1920. Prejudices: Second Series. New York: Alfred A. Knopf.
- More, Thomas.** 2016 [1516]. Utopia. Edited by George M. Logan. 3rd ed. Cambridge: Cambridge University Press.
- Mumford, Lewis.** 2008 [1922]. The Story of Utopias. Milton Keynes: Lightning Source UK Ltd.
- Pinder, David.** 2005. Visions of the City: Utopianism, Power and Politics in Twentieth-Century Urbanism. London: Routledge.
- Platon.** 1991. Der Staat (Politeia). Übersetzt von Otto Apelt. Hamburg: Felix Meiner.
- Popper, Karl R.** 1945. The Open Society and Its Enemies. 2 Bände. London: Routledge.
- Popper, Karl R.** 1973 [1967]. „Utopie und Gewalt.“ In: Vermutungen und Widerlegungen. Das Wachstum der wissenschaftlichen Erkenntnis. Band 1, 515–527. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Porteous, J. Douglas.** 1970. „The Nature of the Company Town.“ Transactions of the Institute of British Geographers 51: 127–142.
- Sadler, Simon.** 2005. Archigram: Architecture without Architecture. Cambridge, MA: MIT Press.

Sargent, Lyman Tower. 1994. „The Three Faces of Utopianism Revisited.“ *Utopian Studies* 5 (1): 1–37.

Slater, Tom. 2009. „Anti-Urbanism.“ In: Rob Kitchin und Nigel Thrift (Hrsg.), *International Encyclopedia of Human Geography*. Vol. 1, 159–166. Oxford: Elsevier.

Stadt Wien. 2019. *Das Rote Wien in Zahlen*. Wien: MA 23.

Wright, Frank Lloyd. 1932. *The Disappearing City*. New York: William Farquhar Payson.

Wright, Frank Lloyd. 1958. *The Living City*. New York: Horizon Press.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Gruß aus Salzburg im Jahre 2000, Fritz Gareis Junior
(Public domain, via Wikimedia commons)

Abb. 2: Over London by rail, Gustave Doré
(Public domain, via Wikimedia commons)

Abb. 3: En l'an 2000, Jean-Marc Côté, CC BY-SA 4.0
<<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>>, via Wikimedia Commons.

Abb. 4: Chicago, World's Columbian Exposition 1893, C. D. Arnold (1844–1927);
H. D. Higinbotham. The Project Gutenberg EBook of Official Views Of The
World's Columbian Exposition, Public Domain,
<https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=50469469>.

Abb. 5: Crespi d'Adda, Lombardei (Foto: C. Wolfgring)

Abb. 6: The three magnets, Ebenezer Howard, Public domain,
via Wikimedia Commons.

Abb. 7: Die Leitvorstellungen des Roten Wien: Körperkultur, Befreiung,
Aufklärung, Kinderfürsorge. Josef Riedl (Fotos: C. Wolfgring)

Abb. 8: Une cité industrielle, Tony Garnier, Public domain,
via Wikimedia Commons.

Abb. 9: Ein gemeinschaftlicher Dachgarten in Kampung Admiralty,
Singapur (Foto: C. Wolfgring)

Abb. 10: Neugestalteter öffentlicher Raum im Rahmen der
Superilles in Barcelona (Foto: C. Wolfgring)

Abb. 11: Mehr als Wohnen in der VinziRast-mittendrin,
Wien (Foto: C. Wolfgring)



Überall zu finden,
wo es Podcasts gibt.

*Durch geöffnete Türen
gehen Kenntnisse nicht
nur hinaus, sondern
fließen auch hinein.*

Robert Jungk

jungk-bibliothek.org

JBZ
Robert Jungk
**Bibliothek für
Zukunftsfragen**

jungk-bibliothek.org

JBZ Robert Jungk
Bibliothek für
Zukunftsfragen

JBZ Arbeitspapiere 75 · AT/DE € 9,90
ISBN 978-3-902876-75-1

